

HISTORISCHES
JAHRBUCH
DER
STADT LINZ

1 9 5 5

LINZ 1955

Herausgegeben von der Stadt Linz Städtische Sammlungen

INHALT

	Seite
Vorwort	V
Kulturchronik: Kulturförderung — Dritte Linzer Kulturtagung — Theater — Schrifttumspflege — Konzertleben — Neue Galerie — Kunstschule — Musikschule — Volkshochschule — Mikrobiologische Station — Büchereien — Städtische Sammlungen — Bau- und Kunstdenkmäler — Der Ausbau des Linzer Schloßberges — Künstlerische Ausgestaltung an Städtischen Bauten — Botanischer Garten — Natur- und Landschaftschutz — Klimauntersuchungsstelle — Aufbau und Gliederung einer Linzer Stadtgeschichte	VII
Heinz Zatschek (Wien): Linzer Handwerker in Wien	1
Friedrich Schöber (Linz): Die Linzer Hochzeit- und Konduktenprokuratoren	21
Ernst Newkowsky (Linz): Die Linzer Schiffmühlen	53
Alfred Marks (Linz): Das Linzer ständische Ballhaus	59
Rudolf Ardelt (Linz): Übergabe der Kirche der Barmherzigen Brüder an den Religionsfonds im Jahre 1847	87
Hans Sturmberger (Linz): Die Anfänge der Freimaurerei in Linz	99
Hermann Schardinger (Linz): Die Rektoren (Superioren), Praefekten und Lehrer am Linzer Gymnasium unter den Jesuiten (1608—1773)	135
Josef Fröhler (Linz): Zur Schauspieltätigkeit der Studenten am Linzer Jesuitengymnasium	197
Ernst Guldán (München): Die Berufung des kaiserlichen Schloßbaumeisters Christof Caneval als Sachverständiger an den Münchner Hof 1588	271
Georg Grüll (Linz): Linzer Schützenfeste im 16. Jahrhundert	281
Gerhard Winner (Wien): Eine unbekannte Linzer Bürgerurkunde	325
Josef Lenzenweger (Linz): Die Kirche St. Magdalena zu Haselbach	333
Ferdinand Kögl (Wien): Die Vaterstadt Linz	353
Franz Lipp (Linz): Linz und die österreichische Volkskultur	359
Helene Grönn (Linz): Donauschwäbische Siedlung „Neu-Ruma“ am Stadtrand von Linz	407

HELENE GRÜNN:

DONAUSCHWÄBISCHE SIEDLUNG „NEU-RUMA“ AM STADTRAND VON LINZ

Der südliche Stadtrand von Linz unterliegt, der geographischen Lage gemäß, permanenten Veränderungen. Hier bot sich der Landeshauptstadt einer einst ländlich überwiegenden Bevölkerung die Möglichkeit, den neuen Anforderungen, die der Strukturwandel zur Industriestadt mit sich brachte, gerecht zu werden. Die alte Linzer Stadt umfaßte noch das Gelände um den Bahnhof. Die Errichtung von Schwerindustrie und großindustriellen Anlagen zog einen gewaltigen Zustrom fremder Menschen nach sich, die am Rande der Stadt eine Bleibe fanden. Neben großangelegten Wohnbauten herrscht hier das Kleinhaus inmitten eines Gartens vor. Das durch Siedlungsgesellschaften begünstigte Bauen, vielfach durch Arbeitgeber vorfinanziert, rückt immer weiter in den Raum vor, der zur Welser Heide hinüberreicht. Die Entwicklung der letzten Jahre zeigt neben dem aufgezeigten Zuzug durch die Industriebevölkerung noch einen steilen Anstieg der Bevölkerungskurve durch die Errichtung von Massenquartieren für Flüchtlinge deutscher und fremder Herkunft. Diese sind in Wohnlagern untergebracht. Im Stadtgebiet von Linz befinden sich fünf Lager, die hauptsächlich in früheren Kasernen ihr Unterkommen fanden, während der Raum von Groß-Linz insgesamt 15 Lager aufweist, die Bezirke für sich selbst darstellen, von der oberösterreichischen Landesregierung betreut und verwaltet, vertreten durch Vertrauensmänner aus den Reihen ihrer Landsleute, selbständige Kirchen und Pfarreien besitzen und vielfach auch mit Schulen und Kindergärten ausgestattet sind. Das größte Lager für Volksdeutsche, das Lager Haid, Nr. 1021, zum Gemeindegebiet Ansfelden zählend, sozusagen noch zu Groß-Linz gehörig, ist das größte Lager für Volksdeutsche in Österreich. Es beherbergt nahezu 3500 Einwohner¹). In dieser geschlossenen Siedlung mit zwei Kirchen, einer katholischen und einer evangelischen, einer Volks- und Hauptschule, Jugendheimen, Kindergärten, einer Leihbibliothek und Leseraum wie einem Kino, kann sich naturgemäß ein selbständiges Kulturleben entwickeln.

Die Lagerinsassen entstammen sämtlichen deutschen Siedlungsgebieten des Südostens. Manches wertvolle Gut der Volksüberlieferung findet hier seine treuen Hüter. Viele der Sitten und Bräuche sind gemeindeutsch, vieles jedoch durch örtliche Verschiedenheiten in mehreren Formen auftretend. Es mußte aus der Vielfalt der aus der alten Heimat mitgebrachten Werte manches untergehen und zugunsten einer allgemeinen Ausrichtung fallen. Es setzt sich die stärkste Gruppe bei verschiedenen Veranstaltungen durch, wie etwa beim Kirchweihfest in Haid, das die Brauchtumszüge der Banater Deutschen angenommen hat und der gemeinsamen Großveranstaltung, die in der alten Heimat neben religiösen Zügen in der Hauptsache ein Sommer- und damit ein Erntefest war, den Stempel aufdrückt. In altüberlieferter Weise wird der Kirchweihbuschen feierlich in der Kirche geweiht, ein Kirchweihbaum aufgestellt und am Nachmittag der Kirchweihstrauß versteigert. Der Kirchweih Tanz beschließt das Fest, das in seiner jetzigen Form zu einem donauschwäbischen Kirchweihfest schlechthin geworden ist. Manchmal gelingt es auch, verschiedene Formen nebeneinander bestehen zu lassen. Das Fronleichnamsfest, das größte kirchliche Fest im Frühling, konnte in der Ausgestaltung der vier Altäre, die hier „Kapellen“, „Laubhütten“ oder „Häuseln“ genannt werden, vier landschaftlich gebundene Formen bewahren. Diese Kapellen werden von vier verschiedenen Gruppen frommer Frauen, jede Gruppe untereinander aus der gleichen Gegend, vier Siedlungsgebiete vertretend, in traditioneller Weise geschmückt. So wurde es beispielsweise zum Brauch, daß immer die zweite Kapelle im Lager Haid von den „Weißkirchnern“ (Banater) ausgestaltet wird²⁾. Ihre Art ist es, auf die weißen Leintücher, die als Wände gespannt sind, Lindenblatt an Lindenblatt zu befestigen, die sodann den Eindruck einer wirklichen „Laubhütte“ machen. Andere Gegenden verwenden nur Rosen, während die Rumaer richtige Laubwände als Seitenwände ihrer Kapelle aufstellen³⁾.

Der Ablauf des Jahres bietet auch im Lager manche Gelegenheit, Altererbtes zu pflegen. Die äußeren Umstände, die Umstellung vom bäuerlichen Menschen zum Industriearbeiter, die zugleich eine soziologische Umkehr vom Besitzer zum Besitzlosen bedeutet, erfordert harte Menschen, ausgerüstet mit viel Seelenkraft. Das innerliche Lösen vom Hergebrachten widerspiegelt sich in der Glaubenshaltung, die dem Brauchtum zugrunde liegt. Bei der älteren und mittleren Generation ist die Bindung an die Heimat noch so stark, daß auch das Brauchtum gewahrt wird. In veränderten Berufen und fremder Umgebung kommt

es vielfach zu neuen Formen, zum „neuen Heimatbrauchtum“, das sich in Form von Wiedersehensfahrten, Heimattreffen, Wallfahrten und in Bräuchen um die Donau äußert.

DIE SIEDLUNG

Neben diesen Lagern, die mannigfache Überlieferungsformen und -träger in sich bergen, kommt es im selben Raum auch zu Siedlungen gemeinsamer Herkunftsorte. In der Welser Heide im Dorfbereich von Traun, vor den Toren von Linz, entstand eine kleine Gemeinschaft von Neusiedlern, die in echter, altbewährter Nachbarschaftshilfe Erstaunliches leisteten. Einhundertundvierzig Häuser entstanden in unermüdlichem Fleiß, unter Entbehrungen und Opfern, aus eigener Kraft. Auf die Frage, woher die Siedler finanzielle Hilfe für den Bau ihrer stattlichen Häuser erhalten hätten, wurde mir eine eindeutige Antwort, indem die befragte Frau ihre beiden Hände in die Höhe hob: „Mit unserer zehn Finger Arbeit!“

Es ist die bewährte Eigenschaft dieses Kolonistenvolkes, durch eiserne Sparsamkeit in schwierigen Verhältnissen wieder zu Besitz zu kommen, hier trägt der diesem Volk eigene Hunger nach Grund und Boden sowie das feste Gefüge der Sippengemeinschaft zum Gelingen wesentlich bei.

Kaum hatte man etwas Geld erarbeitet und die Bedingungen zum Grundankauf in Österreich waren gegeben, als man auch schon daran dachte, ein eigenes Haus zu erwerben. Tischlermeister Stefan Moser erzählt anschaulich, wie es möglich war, die ersten Siedlungshäuser aufzubauen. Dem Hausbau vorangegangen sind in jeder Familie Besprechungen zur Finanzierung. Jedes Familienmitglied verpflichtete sich selbstlos, alles verdiente Geld für den Bau zur Verfügung zu stellen. Auch die Töchter legen ihre Entlohnungen zur Gänze hinzu. Stefan Moser tat sich nun mit zwölf Angehörigen seiner Sippe zusammen, die den Baugrund, unmittelbar nebeneinanderliegend, erwarben. Sodann wurde auf dem gekauften Grundstück jedem ein Nothaus gebaut. Dieses meist aus zwei Räumen bestehende, fest gebaute Gebäude diente anfangs als Unterkunft und sollte später als Wirtschaftsgebäude Verwendung finden. Der Bau desselben wurde mit Hilfe der vorerwähnten Sippengemeinschaft aufgestellt. Diese legt aber auch dann noch Hand an, wenn der eigentliche Hausbau unternommen wird, oder, wie dies bei Handwerkern häufig zutrifft, wenn hinterher auch noch Arbeitsraum, Werk-

stätte oder Lagerplätze geschaffen werden. Die Nachbarn, Verwandte und Freunde stellen die Fach- und Hilfsarbeiter. Auch die Frauen greifen tüchtig zu. So kommt es, daß statt Bargeldbezahlung Arbeitskraft zurückgeleistet wird. In nachbarlichem Übereinkommen erhält beispielsweise der Baupolier als Gegendienst Tischlerarbeiten, Maurer, Schlosser, Spengler usw. werden in gleicher Weise entlohnt. Ist das Haus fertiggebaut, ist der Besitzer in gleicher Weise seinen Helfern beim Bau ihres Hauses zu helfen verpflichtet. Man nennt dies „Zruckhelfen“, das sich über viele freie Samstage und Sonntage ausdehnt. Dazu kommt die Eigenschaft, daß jeder eine Menge Handfertigkeiten selbst versteht und sich viel selber machen kann, ein durchaus bäuerlicher Zug.

HERKUNFT DER SIEDLER

Keine großen Zeitungsnachrichten, laute Bekanntmachungen alarmierten die Umgebung von diesen Bauunternehmungen. Doch dieses Häuflein Neukolonisten konnte sich bald so großer Wertschätzung erfreuen, daß der österreichische Bürgermeister von Traun ihnen die große Ehre und Freude erwies, die Siedlung ihrer Herkunft nach, aus Ruma in Jugoslawien, nun „Neu-Ruma“ zu benennen. Eine Zeitungsnotiz berichtet: „Unbeschreiblicher Jubel erschallte bei der Verkündigung dieser Ehrung auf dem Festplatz in Traun, der „Rumaer“ aus Oberösterreich, aus allen Bundesländern Österreichs und aus Deutschland vereinigt sah beim Pfingsttreffen 1954“⁴).

Die Heimatstadt Ruma, das Herz Ostsyrmiens genannt, war die Gründung des Freiherrn Markus Alexander Pejacevich, die 1746 eröffnet wurde, eine von Haus aus geplante und angelegte Kolonistensiedlung. Um 1748 raffte Sumpffieber viele der ersten Ansiedlerfamilien hinweg, die nordbayrischer Herkunft waren. Die Chronik meldet von 1754 bis 1785 weiteren Zuzug von Einzelsiedlern aus Österreich und Deutschland. Um 1786 erfolgte sodann die josephinistische Zusiedlung reichsdeutscher Einwanderer aus den Gebieten um Trier und Württemberg, die sich mit 97 Familien beziffern läßt. Schon im 19. Jahrhundert entwickelte Ruma eine rege Gewerbe- und Handelstätigkeit. Wiewohl überwiegend ländlichen Charakters, wurde Ruma vor 20 Jahren zur Stadt erhoben, die bei 17.000 Einwohner zählte, von denen rund 10.000 deutscher Nationalität waren⁵).

Die Eigenart der „großen Schwabendorfer“, ich meine die Verquickung bäuerlicher mit halbstädtischen Lebensformen, läßt sich in der Bevölkerung von Neu-Ruma deutlich erkennen. Diese heute schon gegen 180 donauschwäbische Siedlerfamilien zählende Gemeinde ist hauptsächlich aus Handwerkern, Industrie- und Bauarbeitern zusammengesetzt. In der Heimat waren sie Bauern, Handwerker und Gewerbetreibende.

Noch fehlt der Siedlung der geistige Mittelpunkt, der der allgemeinen religiösen Einstellung nach in der Kirche ruhen muß. Es fehlt ein geeigneter Raum für geselliges Leben, ihre Feste und Feiern werden daher in die Lokalitäten von Traun verlegt. Noch fehlt auch die Zeit für organisierte Feste, es fehlt auch die Bereitschaft der Jugend. Die Siedler von Neu-Ruma sind Menschen der Gegenwart, der Tat, frei von romantischen Illusionen, die die zwingende Notwendigkeit und Härte der Zeit erkannten und meisterten. Diese Eigenschaften seien betont, weil sie erklärlich machen, daß an altem Brauchtum im wesentlichen das bestehen blieb, was in der Familie, im Haus verankert ist.

In diesem Zusammenhang sei auf ähnliche Unternehmungen hingewiesen. So entstand aus eigener Kraft in Unterneukirchen im Kreis Alt-Ötting eine Batschkaer-Siedlung. Hier wurde Waldfläche zur Siedelfläche, so daß bis Ende 1953 ohne fremde Hilfe 34 Häuser errichtet werden konnten⁶⁾. Ebenso verdient die Siedlung „St. Stephan“ bei Darmstadt, Griesheim, hervorgehoben zu werden, die von Donauschwaben Ungarns und der Batschka aufgebaut wurde. Diese wohl älteste Siedelbewegung hat in typisch heimatlicher Weise gebaut, mit aus „Lehm gestampften Wänden“. Man bereitete sogenannte „Kotziegel“, eine Bauweise, die bei gegebenen Bodenverhältnissen billig kommt und sich im deutschen Siedlungsraum von Südosteuropa durch Jahrhunderte bewährt hatte. Den hierfür nötigen Grund von fünf Joch beschaffte man durch Roden. Immer zwei Familien erhielten ein Doppelhaus und schon im Jahre 1949 konnten 41 Familien ihr eigenes Heim beziehen. Die Siedlung erhielt nach dem heiligen Stephan, Ungarns Landespatron, ihren Namen⁷⁾. Darüber hinaus entstanden noch manche Neu-Siedlungen von Heimatvertriebenen im deutschen Gebiet.

DAS HAUS

Die Häuser werden in Ziegel- und Schlackenbau ausgeführt, also in moderner Bautechnik. Es entspricht dem Siedlungsboden von Linz, diese

modernen Materialien, die zum Teil Abfallprodukte der Vereinigten Eisen- und Stahlwerke sind, zu verwenden. Was die Form der Siedlungshäuser betrifft, baut man modern, nach Plänen bekannter Linzer Architekten, die ihren Landsleuten weitgehend entgegenkamen. Die Häuser sind im Stil moderner Landhäuser (Villen) gebaut, eine Entsprechung ihrer kleinstädtischen Herkunft. Fast alle Häuser umfassen zwei Etagen, vielfach bestehen sie aus zwei Wohnungen unter einem Dach. Jede Wohnung umfaßt mindestens einen Wohnraum, als Wohnzimmer, Wohnküche eingerichtet, und ein Schlafzimmer. Dazu kommen die Nebenräume, unter denen vor allem die „Speis“ den ersten Platz einnimmt.

Die Inneneinrichtung ist ebenso modern wie gediegen. Die Vorhäuser sind mit Terrazzoböden ausgestaltet, hübsche Holzstiegen sowie Wandvertäfelungen, die Zimmer durchschnittlich mit weichen Holzfußböden, die entweder eingelassen oder gestrichen werden, ausgestattet, nirgends fand ich die Holzböden naturbelassen zum Reiben, daneben aber gibt es auch Parkettböden, die auf Beeinflussung durch die neue Umgebung zurückzuführen sind. Junge Leute haben ihre Küchen mit Fliesenverkleidungen, eingebauten Abwaschen, ja oft völlig eingebaute Küchenmöbel. Gekocht wird im Sommer in den Sommerküchen, den ursprünglichen Nothäusern, die im Garten stehen, um hier wie zu Hause einst die Fliegen von den Wohn- und Schlafräumen fernzuhalten. Die Einrichtung von Sommerküchen ist auch in den Lagerbaracken überall anzutreffen.

Die Ausgestaltung der Wohnungen ist modern, nur die Bettdecken sind in den älteren Haushalten überall aus der alten Heimat mitgebracht worden. Sie sind bunt gewebte, starke, oft mit teppichartigen Mustern gezierte Überdecken. Manche Familie rettete von der einstigen Pracht der Paradezimmer auch noch Plüschdecken, die immer noch sehr hoch eingeschätzt werden. Seltener konnten auch Teppiche mitgenommen werden. Fleckerlteppiche, die von Landsleuten hübsch und fest gewebt werden, zieren die Böden in gleicher Weise, wie sie in der alten Heimat allgemein zum Hausrat gehörten.

Bei Fertigstellung des Dachstuhls wird vielfach der „Maibaum gesteckt“. Dieser ist ein Fliederast, der meistens sonst keinerlei Schmuck trägt. Dieses Segenszeichen auf der Spitze des Hauses wird von den Zimmerleuten aufgesteckt, die Bauherren stellen im Freien eine lange Tafel auf, die aus mehreren aneinandergestellten Tischen besteht. Nun werden Männer und Frauen, die beim Hausbau mitgeholfen haben, nicht nur bewirtet, sondern auch beschenkt. Die Geschenke, Sacktücher, Handtücher, Kopftuch, Schürze u. a. m. für die „Handlangerin“, Hemd und

Hose für den „Handlanger“ zu beschaffen, ist Sache der „Baufrau“, während der „Bauherr“ für Essen und Trinken, mehr jedoch für letzteres, sorgen muß. Die Bewirtung richtet sich nach der allgemeinen wirtschaftlichen Lage; in der alten Heimat gabe es warmes Essen, hier meist nur kaltes, statt Wein wird Bier oder Schnaps gereicht, oft auch nur Mehlspeis und Trunk gegeben.

Die Aufrichte, das Aufsetzen des Dachstuhles ist der bedeutende Augenblick, da der Neubau mit einem Dach versehen werden soll, nun beginnt das Gebäude Schutz zu bieten und muß deshalb unter besonderen Schutz gestellt werden. Dies geschieht durch Aufstellen eines Segenbäumchens, das zudem ein gutes Omen sei, dem Haus und seinen Bewohnern blühendes Leben in gleicher Weise zu sichern. Somit ist das Richtfest die eigentliche Geburtsstunde des Hauses. Das Aufstecken des grünen Zweiges, wie das gemeinsame Essen und Trinken ist für alle gleicherweise von segensbringender Kraft. Diese Meinungen sind alt und in verschiedenen Brauchtumsformen über dem gesamten deutschen Sprachgebiet verbreitet⁸⁾.

Sind die Häuser vollkommen fertiggestellt und eingerichtet, gebietet hier die Sitte, daß man, ehe man sie bezieht, dieselben weihen und den Einzug segnen läßt. Um die Weihe bittet man den zuständigen Pfarrer, der in Begleitung von Ministranten die religiöse Handlung vornimmt. Mit dem Hausvater zieht er mit Weihrauch und Weihwasser unter Abbeten einer dafür bestimmten Segensformel durch alle Räume des Hauses, hernach betet die Familie mit dem Geistlichen gemeinsam ein Schlußgebet. Schließlich bittet man zu einem kleinen Imbiß und einem bescheidenen Trunk.

Sowohl in der kultischen Feier wie im Festmahl liegen alte Brauchtumszüge zugrunde. Der Einzug ins neue Heim wurde als zweiter wichtiger, oft gefährlicher Übergang betrachtet. Die „Hausräuki“, wie sie in Baden und der Schweiz benannt wird, denn das Haus wird auch gegen die bösen Geister mit Weihrauch ausgeräuchert, entspricht den hier aufgezeigten Bräuchen⁹⁾. Wieder vereint ein segenspendendes Mahl die Hausgenossenschaft beim völligen Abschluß des Hausbaues.

DER GARTEN

Die angestammte bauerliche Einstellung sorgt für große Nutzgärten, die sich rund um das Haus erstrecken. Die Einteilung wird durch Beete

bestimmt, Umrahmungen derselben ergibt sich durch Weinspalier, Maisreihen und Blumenstreifen. Es werden Gemüse und alle Zutaten, die zum täglichen Mahl nötig sind, gezogen. Darüber hinaus ist auch Heilkräutern, die zu Tees gedörst werden, Raum gegeben. Den Weg von der Straße zum Haus säumen bunte Blumenbeete, die zumeist, aus Samen gezogen, einjährige Blüher sind. Rosmarin, *Rosmarinus officinalis*, nimmt unter den Blumen eine besondere Stelle ein. Der oft ein bis eineinhalb Meter hohe Strauch wird ins Gartenland gesetzt oder in Töpfe gepflanzt. Die Urheimat dieser harzig aromatischen, blau bis violett blühenden Pflanze mit ihren silbrig grünen Blättern liegt in den Mittelmeergebieten. Als Honigspender wurde sie schon bei Ägyptern kultiviert und nahm ihren Weg über die Alpen durch die Römer, wurde vielleicht aber erst durch die Benediktinermönche nach dem Norden gebracht. Rosmarin war Aphrodite geweiht, diente Mensch und Göttern als Schmuck und fand Verwendung als Gewürz- und Heilpflanze. Aus Rosmarinöl gewann man im 16. Jahrhundert das erste eigentlich destillierte Parfum.

In unseren Gegenden wurde die Pflanze zum Lebens-Fruchtbarkeits- und Todessymbol. Sie gilt als „Lebensbaum“, „Lebensrute“. In diesen Eigenschaften, vor allem als Brautschmuck, wurde sie allmählich von der Myrthe verdrängt. Den Donauschwaben ist die Pflanze bis heute noch Symbol geblieben. Ihnen gilt Rosmarin als Zeichen der Liebe, Treue, Ehre, Stolz, wie auch Trauer. Es gibt auch heute kein Taufmahl ohne Schmuck von Rosmarin. Junge Burschen und Mädchen trugen schon immer den Rosmarinzweig beim Tanz, die Burschen schmückten den Hut damit, Mädchen befestigten ihn am Mieder. In die Haarkrone der Braut wird außer Myrthen auch Rosmarinzweiglein eingeflochten, die Hochzeitsschäuer sind damit geschmückt und es gilt als Ehre für die „Hochzeitsschäuer“, einen Zweig Rosmarin von einem Gast zu erhalten. Dieser „Ehrentagrosmarin“ bedeutet Glück, wenn er im Garten gedeiht. Fast alle Rosmarinstöcke erinnern an Hochzeiten.

Im Banat wird dem Rosmarin besondere Bedeutung als Kirchweihstrauch zuerkannt. Bis zum Grabe ist der Rosmarinzweig ein treuer Begleiter des Donauschwaben geblieben. Tote schmückt man mit den Zweigen, mit ihnen besprengt man den Sarg bei der Einsegnung mit Weihwasser und Rosmarinzweiglein pflanzt man hernach aufs Grab^{9a}).

In allen Gärten finden wir die uns bekannten Kohl- und Krautgemüse, Kopfsalat, Spinat, Erbsen und Bohnen, Paradeis- und Paprikapflanzungen. An Suppengemüsen werden Sellerie, Möhren und Petersilie gebaut. In allen Gärten wächst Kren. Feldfrüchte, wie etwa Kartoff-

feln, die hier „Grundbirnen“ heißen, sah ich selten in den Gärten um die Häuser. Mais dagegen findet sich überall, mehr als in den Gärten der Umgebung. Er wird für die Hühnerhaltung einerseits wie als Speisekukuruz andererseits, eine weiße Maissorte mit kleinen, reiskorngroßen Körnern, die „Hundert-Täch-Kukuruz“ genannt wird, weil sie in hundert Tagen ausgereift sein soll, benötigt. Seine Kulturen, aus besten Samen, bleiben in ihren Erträgen weit hinter denen der Herkunftsländer zurück.

Dagegen gedeihen Gurken und Kürbisse, die länglichen, gelblichen Speisekürbisse und die runden, weißen, „Türkische“ genannt, wie die runden grünen Futterkürbisse, die nun immer seltener werden, da sie als Roßfutter unnötig geworden sind, sehr gut. Der Anbau der Melonenfrüchte, Wasser- wie Zuckermelonen, wurde verschiedentlich mit mitgebrachten Samen probiert, doch erreichten sie nicht den gleichen Süßstoffgehalt wie in südlichen Ländern.

Als Besonderheit wird zu Würzzwecken „Paschternak“ gezogen. Dabei handelt es sich um *Pastinaca sativa*, die landschaftlich verschieden benannt und heute nur selten in Gärten und am Markt in Linz zu sehen ist. Die Pflanze ist bekannt als „wilde Möhre“, „Hirschmöhre“, „Hammelsmöhre“, „tauber Dill“, „welscher Petersilie“, in Kärnten „Bockskraut“ und anderen Bezeichnungen mehr. Sie ist eine alte Kulturpflanze. In neusteinzeitlichen Pfahlbauten der Schweiz fanden sich unverkohlte Pastinak-Früchte, die sowohl von der Wildform wie auch Reste einer Kulturform sein könnten. Dioskurides schon nennt die Pflanze „altbekannt“ und erwähnt die Verwendung der gekochten Wurzel als nützlich für Mund und Magen, als harntreibendes, appetitanregendes Mittel. Bis ins 18. Jahrhundert, als die Möhre sie verdrängte, war der Anbau als Wurzelgemüse und Futterpflanze im Garten allgemein. Die süß und gewürzhaft schmeckende Wurzel der Kulturform wird als Gemüse, Salat, Zutat zu Rindfleisch und Suppen in ganz Europa verwendet. Auch in der Heilkunde fand die Wurzel ihre Anerkennung, sie gilt als harntreibendes, schmerzstillendes Mittel, wurde gegen Fieber, Zahnschmerzen, Schwind-sucht etc. angewendet. Der Saft der Wurzel in alkoholischen Auszügen wird auch heute noch als magenstärkendes Mittel geschätzt¹⁰). Diese überaus nützliche, alte Kulturpflanze scheint in unseren Gebieten mehr und mehr in Vergessenheit geraten zu sein. Ihr Anbau und Kultivierung am Stadtrand von Linz vermag vielleicht wieder zu einer Bereicherung unserer an natürlichen Gewürzen armen Kost der Gegenwart führen.

Neben den oben erwähnten Gartenbohnen, die als Schlingbohnen an hohen Stöcken beliebt sind, wächst in den Gärten auch die *Vicia*

Faba, als „Feldbohne“, „Pferdebohne“, „Saubohne“, „Buffbohne“, „Puffbohne“, in slawischen Ländern als „Bob“ bekannt. Auch sie ist eine halbvergessene alte Kulturpflanze aus den Mittelmeerländern. Bis zum 16. Jahrhundert verstand man unter der Bezeichnung Bohnen nur diese Art, in Deutschland wird sie heute am häufigsten im Westen und Südwesten, in Ostfriesland, Thüringen, im Jura, in Österreich in Tirol und im Lungau, und in den Sudetenländern angebaut. Die Samen sind aus spätneolithischen bis frühbronzezeitlichen Siedlungen in Ägypten, Troja, Italien und Spanien bekannt. Die Pflanze gedeiht am besten in Gebieten mit ozeanischem Klima auf gutem Boden und verträgt viel Feuchtigkeit. Deshalb scheint sie in unseren Gegenden nun besonders gut zu gedeihen. Ihre einstige Verbreitung wurde durch die Gartenbohne, Mais und Kartoffel verdrängt und schließlich zu bloßer Viehnahrung degradiert. Als Puffbohne kam sie neuerdings wieder zu Ansehen. Ihre Früchte, die unreifen, dünnchaligen Samen werden als Grüngemüse in gleicher Weise wie Erbsen und grüne Bohnen zubereitet. Im getrockneten Zustand zu Mehl verrieben, wurde sie bei uns kaum und auch in anderen Gegenden nur selten genossen. Im Altertum stand sie im Rufe, die Sinne abzustumpfen oder auch zu reizen, böse Träume und Schlaflosigkeit hervorzurufen, bei Dioskurides wird sie als geschlechtliches Reizmittel erwähnt, im alten Ägypten galt sie wohl deshalb als unrein. Im Mittelalter und im Altertum verwendete man Bohnenmehl als Heilmittel gegen Husten, Geschwüre, Nieren- und Genitalleiden¹¹⁾. Die Neuanpflanzungen in den Gärten der Neu-Rumaer¹²⁾, die die Pflanzen mit ihrem serbischen Namen „Boba“ nennen, brächte auch den Städtern eine gewünschte Bereicherung und Abwechslung an Grüngemüse.

Eine ebensolche Wiedereinführung ist die Kultur von Wein in Form von Stockbau. Oberösterreich war einst Weinland, wie Niederösterreich und Burgenland es geblieben sind. Der Weinbau ging mit einer allgemeinen Klimaverschlechterung mehr und mehr zurück. Noch im 17. Jahrhundert werden an den Hängen der Mühlviertler Hügel, vor den Toren von Linz, ausgedehnte Weinkulturen erwähnt. Resterscheinungen von Weinhecken im Schutz der Häuser retteten sich bis zur Gegenwart. In den Gärten der Donauschwaben werden neuerdings wieder Weinreben kultiviert, und zwar an Stöcken und in moderner Form als Drahtrahmenkultur. Das Rebgut verschafften sich die Siedler aus dem Burgenland. Die ihnen von früher her bekannte „schmeckerte“ Sorte der Traminer diente für die ersten Anpflanzungen. Ob und wie die Trauben reifen

werden, muß die Zukunft weisen, da die Weinkultur bis zum Ertrag mindestens drei Jahre braucht. Die mediterrane Pflanze brachte im vergangenen Jahr auch in Niederösterreich und im Burgenland nur schlechte Weinqualität, da die Sonnenbestrahlung abging und die Trauben nicht ausreifen konnten.

Aus mitgebrachtem Samen bauen die Siedler weiters Mohn, auch hier wieder zwei Sorten, weißen und blauen Mohn, die Farbe bezieht sich auf die Körner. Um die Zäune, oder als Begrenzung gegen Nachbargärten, werden Sonnenblumen gepflanzt.

An den Wegen wuchern nun oft schon stark die einst hier fremden Besenkräuter. Man unterscheidet zwei Arten, das „deutsche“ und das „razische“ (serbische) Besenkraut. Häufiger ist die Pflanze aus der Familie Kochia, der Sand-, Besen- und Radmelde¹³⁾. Auch sie ist nur selten in unserer Gegend anzutreffen, mehr im südöstlichen Europa. Bei großem Bedarf wurde das Besenkraut zu Hause in den Furchen gesät, nachher vereinzelt und im Oktober, wenn vom Reif gebrannt, abgeschnitten und zu Besen verarbeitet. Dieses Kraut wird nicht so hoch wie das Besenkraut aus der Familie der Hirsekräuter, das eine Höhe bis zu zwei Meter erreichen kann.

Die Samen dieser aufgezählten Pflanzen und darüber hinaus noch Hanfsamen, Luzerner Kleesamen, Getreidesamen nahmen die Bauern und die Hausfrauen aus der alten Heimat mit in die Fremde. Sie hatten sie in Säckchen wohl verwahrt und als kostbares Gut mitgebracht. Nicht alles gedeiht in gleicher Weise, da die klimatischen Unterschiede groß sind. Melonen, Kürbisse, Mais etc. wird wohl auch hier reif, aber erreicht nicht die gleiche Güte. Trotzdem läßt sich sagen, daß der Erfolg zufriedenstellend ist. Der Boden galt als schlecht, aber mit viel Fleiß, gutem Samen, Dünger und fleißiger Bodenbearbeitung können sich doch die Gärten in Neu-Ruma sehen lassen.

HAUSTIERE UND WIRTSCHAFTSRÄUME

Um die ehemalige Notwohnung liegen die Wirtschaftsräume angeordnet. Ein Raum ist heute noch als Sommerküche in Benützung. Daneben oder dahinter sind Ställe für das Kleinvieh, Geflügel und Schweine angebaut. Nur selten ist der gekaufte Grund so groß, daß man auch Feldwirtschaft betreiben kann. In der Regel wird ein Acker dazu gepachtet. Vielfach werden Kartoffel, Mais und Weizen darauf angebaut.

Die Schweinehaltung erfordert die Einrichtung einer Futterkammer, Selchen, Aufbewahrungskästen für Fleisch und Geselchtes. Im Garten sind Regenwasserzisternen mit Eisendeckel untergebracht, die das weiche Wasser zum Wäschewaschen horten¹⁴). Auf diese Weise eingerichtet, mag der Hausvater befriedigt sagen: „Das Leben in unseren Familien hat im großen und ganzen wieder seinen gewohnten Lauf!“¹⁵).

GERÄTE

Geräte, die in Haus und Feld benützt werden, konnten fast nie mitgebracht werden. Freilich wird sich auch hier manche altgewohnte Form allmählich wieder durchsetzen können. Eines der wichtigsten Hausgeräte, der Besen, wird in gleicher Weise gefertigt. Die Herstellung der Besen wird im Winter vom Hausvater besorgt. Zunächst werden die einzelnen Äste geputzt, so daß das buschige, getrocknete Kraut zum Kehren und die glatten Stengel als Stiel verwendet werden können. Je nach der Stärke dieser werden doch zumeist 15 solche Äste mit Weidenbändern, „Felber“ genannt, gebunden. Die Weide wird dazu gespalten, solange sie grün ist und gebogen werden kann. Von diesen Büscheln werden nochmals etwa drei wieder zusammengebunden, mit Felber vielfach umwunden und so ein glatter Stiel gemacht. Der Besen wird nun genäht. Dazu dient eine „Doppelnadel“, das ist eine große Holznadel, in die dünner Spagat eingefädelt wird. Durch nachheriges Pressen bekommt der Besen nun eine flache, breite Form.

Ein Haushalt hat durchschnittlichen Bedarf an fünf Besen im Jahr. Die stärkeren, „razischen“, die gröber sind und in den Wirtschaftsräumen Verwendung finden, werden mehr gebraucht. Zu Hause kannte man noch eine weitere Art, den „Gartlbesen“, der aus Mangel an Birkenreis aus Hartriegel gebunden wurde. Nur wenige dieser Art werden auch hier benötigt¹⁶).

SPEISEN

Am deutlichsten bewahrt sich die völkische Eigenart in der Art der Speisenzubereitung. Man hält an den überlieferten Gerichten fest und kocht sie in gleicher Weise. Garten und Haus sind so bestellt, daß keine Lücken auftreten können. Verschiedene Jahreszeiten bedingen verschie-

dene Kost, besondere Feiertage sind durch spezielle Gerichte ausgezeichnet. Dies gilt sowohl für die Fleisch- als auch Mehlspeisen.

Alle Speisen werden mit reichlich Fett, Zwiebel und rotem Paprika zubereitet. Pfeffer wird nicht viel verwendet. Fleisch wird in Gulyasform zubereitet. Dies trifft für Schweine-, Rind- und Kalbfleisch zu, für Geflügel, Fische und Selchfleisch. Suppen werden viel gekocht. Die Rindsuppe erhält den ersten Rang, Gemüsesuppe, Kartoffelsuppe, Rahmsuppe sind sehr beliebt. Ebenso die „Rieblsuppe“. Aus einem fest gehaltenen Teig aus Ei, Mehl und Wasser wird geriebenes Gerstl bereitet, dieses in Fett goldgelb angeröstet, sodann mit kochendem Wasser überbrüht und Rahm darangegeben. Die Gemüse werden eingebrannt und in gleicher Weise bereitet, wie wir dies gewöhnt sind. Zu Gemüse wird Kalbsschnitzel natur gereicht, das gedünstete Kraut erfährt eine abweichende Zubereitung: Man röstet Zwiebel, etwas Knoblauch in Fett, darein gibt man Hühnerfleisch und später geschnittenes grünes Kraut, zuletzt geschälte, geschnittene Kartoffeln und läßt alles miteinander gar dünsten. Auch die Mehlspeisen, die gekochten wie die feinen süßen Mehlspeisen, werden reichlich verzehrt. Größter Beliebtheit erfreuen sich die hausgemachten Mehlspeisnudeln, die man in verschiedener Form ißt, mit verschiedenen Zutaten. Nockerln werden anders zubereitet, man hält auch hier den Teig aus Wasser, Salz und Mehl ziemlich trocken und zupft mit zwei Fingern sodann kleine Stückchen los, die sogleich in siedendes Wasser gekocht werden. Diese Nockerln werden „Neizupfte“ genannt. Sie dienen als Beilage, Suppeneinlage und werden auch viel zu einer Art Grenadiermarsch mit Kartoffeln und Zwiebel verarbeitet. Genannt wird die Speise: „Zupfte und Bratene“. Erdäpfelteig wird für Nudeln, die hier „Schupfnudeln“ heißen, mit Mohn und Bröseln gegessen und für Obstknödel verwendet. Andere Knödelarten fehlen. Dagegen nehmen die Strudel noch einen gewichtigen Platz im täglichen Speisezettel ein. Ist die Mahlzeit etwas arm bestellt, etwa nur Gemüse ohne Fleisch, wird noch Germstrudel gebacken „zum Stopfen“. Dieser wird dann mit Marmelade oder einer Kakaomasse gefüllt. Begeisterte Aufnahme bei jung und alt aber findet immer wieder Topfenstrudel, der im Volksmund „Kasstrudel“ genannt wird. Daneben wird Kürbisstrudel, süß gehalten, Krautstrudel, die Fülle ist gedünstetes Sauerkraut, und „Ruabnstrudel“ (Karotten, eine Erfindung aus den letzten Jahren) auf den Tisch gesetzt. Steht einmal Rindsuppe im Menü, dann wird das ausgekochte Rindfleisch mit Saucen kredenzt. Semmelkren, Knoblauchsauce und Kapernsauce wie Tomatensauce werden gerne gekocht.

An Besonderheiten bietet der tägliche Speisezettel noch: „Paprika Szarma“, darunter versteht man gefüllten Paprika und Tomatensauce. Die Fülle besteht aus Fleisch und Reis. Die Bezeichnung ist eine Mischung zweier Begriffe: von „Szarma“, das heißt gefülltes Kraut. Grüne, blanchierte Krautblätter werden um die Fleischfülle gewickelt und in Kraut gedünstet, zusammen mit Bratwürsten. Im Sommer gilt als Spezialität „Satrasch“. In reichlich Fett wird Zwiebel mit Hühnerfleisch oder Innereien gedünstet. Dazu kommt Reis, grüner, nudelig geschnittener Paprika und in Scheiben geschnittene Tomaten. Eine Rumaer Speise ist weiters das „Tungaschl“, das ist ein „Paprikasch“ (Zwiebel und roter Paprika) aus Selchfleisch, ohne Beilage; dazu wird Brot getunkt.

Allen Donauschwaben eigen ist die Vorliebe für Kürbis, als Gemüse verarbeitet und gebraten, gekochter und gebratener Mais, grüne Zwiebeln, grüne Paprika und rohe Tomaten zu Speck und Wurst. Streng beobachtet werden die Würzwerte der einzelnen Speisen, es gibt verschiedene Arten von grünem Paprika, süße und scharfe, gelbe und grüne, längliche und runde usw. Auch die Zutaten zur Suppe erweitern sich um einige Kräuter.

Den besonderen Stolz der Hausfrauen bilden aber die süßen Mehlspeisen, die zu Festtagen und hohen Feiertagen in ungeheuren Massen gebacken werden. Es würde zu weit führen, all die vielen Torten, kleinen Mehlspeisen und Kuchen aufzuzählen, die in jedem Haushalt zubereitet werden. Herausgehoben sei nur die „Kukuruzbroja“, aus Kukuruzmehl mit reichlich Fett und Germdampf zubereitet. Als Zutat, die den Teig mürbe macht, werden Grammeln eingebacken. In der Mitte wird der Kuchen durchgeschnitten und mit Marmelade gefüllt. Die Rumaer Küche ist reich an Spezialitäten und guten, altüberlieferten Rezepten.

An den termingebundenen, überlieferten Speisen wird auch hier streng festgehalten. Am Neujahrstag ißt man Schweinefleischspeisen, weil diese Glück bringen sollen. Hühnerfleisch wird abgelehnt, weil die Volksmeinung herrscht, daß die Eigenschaften der Tiere von apotropäischer Bedeutung seien, die Hühner zurückscharren, während die Schweine „vorwärtswühlen“.

Im Fasching ist Szarma sehr begehrt. Außerdem werden viele schmalzgebackene Mehlspeisen gekocht. Die Hausfrauen backen Krapfen, Spritzkrapfen, Schneeballen etc.

Deutlich fällt nach dieser „fetten“ Periode die Fastenzeit ab. Diese wird streng gehalten, besonders der Karfreitag. Über der Herdplatte wird ein Sieb, „Reiter“, gehalten mit Kukuruzkörnern, jener Sorte, die oben

erwähnt wurde, mit spitzen, weißen Körnern, die sich als „Platschkukuruz“ eignet. Durch die Hitze wird die obere Haut gesprengt und der mehligte Inhalt kommt an die Oberfläche. Fett wird streng gemieden. Die Eier, die am Karfreitag gelegt werden, müssen abends gekocht und gegessen werden. Dazu ißt man Erdäpfelsalat mit viel Zwiebel.

Wenn man die Möglichkeit hat, besorgt man auch hier für Ostern ein Spanferkel. Außerdem ist es Brauch, daß die Männer am Abend um „Ostertau“ gehen. So nennt man den Schnaps, den man am Osterfeiertag im Gasthaus trinkt.

Bei vielen Familien ist es noch üblich, zu Pfingsten ein Lamm abzustechen oder einen Teil beim Fleischhauer zu kaufen. Die Sitte scheint in der alten Heimat durch die serbische Nachbarschaft, der die Speise kultbedingt war, übernommen worden zu sein.

Zur Kirchweih gab es Gänsebraten. Mehlspeise wurde in Hülle und Fülle gebacken.

Bei gebratenem Schweinefleisch, Bratwürsten und Blutwürsten sitzt man mit seinen geladenen Gästen im Spätherbst beim Sautanz, läßt sich gut schmecken, erzählt, wie es daheim war, und singt und gibt Späße zum besten. Man bereitet die Würste auf die bewährte Heimatart und selcht den Speck nur goldgelb. Als Mehlspeise sind zu dieser Zeit „Grammel-pogatscherl“ beliebt.

Am Weihnachtsabend wird in jedem Haus die gebräuchliche Weinsuppe verzehrt. Am ersten Weihnachtsfeiertag gibt es gebratenes Schweinefleisch und reichlich feine Mehlspeisen, Torten und gefüllte Waffelmehlspeisen.

Am Altenjahrstag wird meist um Mitternacht der letzte Schinken gegessen.

Auch zu den Hochfesten des Lebens hat es sich eingebürgert, an bestimmten Speisen und Speisenfolgen festzuhalten. Das Taufmahl wird seiner Bedeutung wegen mit einem Mittagessen, das aus fetter Hühnersuppe, gebratenem Ferkel oder anderem „Schweinbratel“ mit Beilagen, Saucen und Salate, etwa mindestens drei Torten, Mengen von Wein und Bier besteht, gefeiert.

Die Speisenabfolge zur Hochzeit ist natürlich noch reicher, neben gekochtem Fleisch mit Saucen, gefülltem Kraut und Bratwürsten gibt es aber auch gebratenes Geflügel, Schweinefleisch, ja man kann fast sagen, alle Speisen werden in den acht Tagen, die eine Bauernhochzeit in Ruma gedauert hat, gegessen. Dazu wurden etwa 50 Hühner, 21 Ferkel, drei

Kälber und eine fette Sau geschlachtet. Dazu kommen noch die Nahrungsmittel, die die geladenen Gäste als Beisteuer bringen. In Österreich hat sich die Dauer der Hochzeit verkürzt und die Zahl der Speisen verringert.

Beim Totenmahl wurde Schinken serviert¹⁷⁾.

Abschließend läßt sich sagen, daß die Rumaer verstehen, gut und schmackhaft zu essen. In ihre Speisezetteln wurden Gerichte der Serben (Satrasch) und der benachbarten Ungarn (Gulyas usw.) aufgenommen. Viele Speisen der deutschen Hausmannskost der Urheimat haben sie wohlbehütet. Die Frauen dieser Volksgruppe sind sehr wirtschaftlich und verwenden viel Zeit für die Zubereitung der Kost. Das festliche Mahl mit seiner Segenswirkung ist auch heute noch ein Begriff, der im Unterbewußtsein tradiert wird. Gläubiges und abergläubisches Denken haben bestimmte Formen geprägt. Es sei an Hühnerfleisch am ersten Tag des Jahres erinnert oder die Sitte, nach dem Nachtmahl am Heiligen Abend Nüsse in Honig zu tunken, erwähnt. Beides Genußmittel von fruchtbarkeitsfördernder, heilbringender Bedeutung.

BRAUCHTUM IM JAHRESLAUF

Vieles vom Reichtum der Sitten und Bräuche um den Jahreslauf wurde eingebüßt. Die Entwicklung, die sich schon in der alten Heimat anzeigt, wurde durch besondere, äußere Umstände noch begünstigt. Das selbstbewußte, reiche Bauerntum mißverstand völlig das ursprüngliche gegenseitige Verhältnis von Segen erteilen und Segen in Empfang nehmen. Die alten Heischebräuche, die auf diesem Geben und Nehmen aufgebaut sind, werden immer mehr als Bettelei aufgefaßt. Um so verständlicher vermied man dieses Brauchtum in der Fremde. Dies ging so weit, daß Weihnachtssingen, Neujahrswünschen, Dreikönigssingen, Eiersammeln der Ministranten am Karsamstag nun fast vollständig unterbleiben. Sogar die beliebten Späße bei Hochzeiten, wie Vorweisen der verbrannten Finger, Schürze, Kochlöffel, Zerschlagen des Geschirrs durch die Köchin werden unterlassen und werden in dieser Weise empfunden. Brauchtum ist gespielter Glaube, dieser aber ist vielfach ins Wanken gekommen, eine Entwicklung, die mit der sozialen Umschichtung beschleunigt wurde.

In Neu-Ruma gehen nur mehr in einem Viertel der Siedlung Buben in die Nachbarschaft, auch zu Verwandten und sogar noch in der Gasse in alle Häuser, um ein gutes Neujahr mit dem alten Spruch anzuwünschen:

„I wünsch eng a glückliches neues Jahr
und ein langes Leben,
Friede und Einigkeit
und a gute Gesundheit¹⁸⁾.“

Hin und wieder kommt es auch vor, wohl vereinzelt, daß auch die Burschen und Männer um Mitternacht gratulieren kommen. Sie stellen sich zum Fenster des Mädchens, schießen um Mitternacht das neue Jahr kräftig ein und singen:

„Ei, Wächter, laßt euch sagen,
daß ich die vorige Nacht geträumt,
ein Traum vom Grunde des Herzens,
das neue Jahr soll glücklich sein.
Lasset uns nicht gar so lange stehen,
denn wir wollen auch noch weitergehen.
Wir gehen bis vor die Küchentür
und gebt uns eine Handschrift dafür¹⁹⁾.“

Der Text dieses Liedes ist der älteren Generation noch geläufig. Es wurden aber nicht nur die Mädchen, sondern auch ältere, verdiente Personen mit einem nächtlichen Besuch geehrt, beispielsweise wurde der Großvater „angeschossen“. Diese leisteten als Gegengabe eine Bewirtung. Der Tag am Beginn eines neuen Jahres ist erfüllt von dunklen Ahnungen und Hoffnungen. Den bösen Mächten zur Abwehr gilt der Pistolenschuß, einer segensvollen Zeitepoche der Glückwunsch der Buben am Neujahrsmorgen.

In Ruma war es üblich, am Fest der Heiligen Drei Könige ein Dreikönigslied zu singen. Dieser Festtag, auch „kleines Neujahr“ genannt, wurde durch Kirchgang und gutes Essen, in manchen Häusern gab es Dreikönigskrapfen, gefeiert. Der Text des altüberlieferten Dreikönigsliedes ist zwar noch nicht völlig in Vergessenheit geraten, aber geübt wird der Brauch nicht mehr. Kinder aus den umliegenden Lagerbaracken ziehen auch hier als Sternsinger von Haus zu Haus und erhalten ihre traditionellen Gaben. Die unheimliche Zeit der Zwölften hat ihr Ende gefunden, ein neues Jahr hebt an. Dieser Übergang wird mit einer Segensformel, die mit geweihter Kreide an die Türe geschrieben wird, eingeleitet. Schreckhafte Gestalten, wie sie die Alpenwelt erfüllen und als Berchtl-Glaube zusammenfaßbar sind, fehlen. Der Dreikönigstag war bis ins vierte

Jahrhundert der Festtag von Christi Geburt und galt in vielen Gegenden noch als eigentlicher Jahresanfang²⁰⁾.

Die lustige Faschingszeit steht im Zeichen des Tanzes. Dieser spielt in der Volksgruppe eine große Rolle. Nun gehen auch Verheiratete zu Tanzunterhaltungen, während das Jahr über der Tanzboden das Feld der Jugend ist. Nur selten kommt es zu Karnevalsfesten und Narrentreiben, diese wären auf einen Einfluß der neuen Umgebung zurückzuführen. Das gesamte Brauchtum der Faschingszeit ist auf ackerkultische Herkunft zurückzuführen. Diese Zeit zwischen den Zeiten bringt einen Einschnitt im Jahr, die Umkehr bestimmter Gewohnheiten, die Ausgelassenheit erscheint als Vorschuß für die folgende Fastenzeit.

Mit dem Palmsonntag beginnt der Osterfestkreis. Kinder und Gläubige nehmen in Traun an der Palmweihe teil. In den letzten Jahren hat es sich eingeführt, daß man die fertigen Palmbuschen von hausierenden Leuten kauft. Das Aussehen dieser weicht von dem herkömmlichen nicht wesentlich ab. Die Palmzweige, einst Zeichen der Verehrung des Volkes beim Einzug Christi in Jerusalem am Sonntag vor seinen Leiden, sind Segenszweige der nun keimenden und blühenden Natur, geweiht, sollen sie Dach und Haus vor Unglück und Unwetter behüten, deshalb werden sie wohlverwahrt. Die nun folgende Karwoche bringt strenges Fasten, das am Karfreitag seinen Höhepunkt erreicht. Es wird von alten Leuten fast nichts gegessen, Feuer zu machen und an diesem Tag zu arbeiten, war verboten. Die letzten Jahre haben hier Lockerung der ersten Sitten gebracht. Doch wird auch jetzt nur „Platschkukuruz“ gegessen und am Abend eine Speise ohne Fett zubereitet. Der Höhepunkt des Tages ist das „Herrgottbusseln“ (Herrgottküssen), die Anbetung des Leichnams, verbunden mit einer Opferung. Diese Andacht wie die der darauffolgenden Tage wird in der Trauner Kirche verrichtet. In der alten Heimat waren diese Feierlichkeiten prächtiger gestaltet. Die Grabwache mußte neben Feuerwehr und Vereinen bezogen werden. Die Auferstehung aber war großartiger gefeiert worden, entsprechend der gesamten kirchlichen Einstellung. Die am Karfreitag gelegten Eier sollen mit wunderbaren Eigenschaften ausgestattet sein. Sie sollen sowohl glückbringend als auch unheilabwehrend sein. Diese werden, wohl in der Meinung, dieser wunderbaren Kräfte teilhaftig werden zu können, am Karfreitag zum Nachtmahl gegessen. Bunt gefärbte Ostereier bringt der Osterhase und legt sie im Garten in ein Nest ein. Die früheste Nachricht von 1682 über Ostereier stammt aus Oberdeutschland, der Pfalz und Elsaß, wonach der Hase

solche segensbringende Eier lege und sie in den Gärten verstecke. Die also mit magischen Kräften ausgestatteten Eier scheinen früh auch auf wunderbare Weise entstanden gedacht worden zu sein²¹⁾.

Das hohe kirchliche Pfingstfest, um das sich gegendweise auch reiches Brauchtum findet, ist ein Fest nur kirchlicher Prägung geworden. Benachbarte Herkunftsgebiete, wie Batschka und Banat, kennen Laubgestalten, Pfingstkönige, in verschiedenen Formen. Davon haben die Rumaer nichts bewahrt. Wohl erinnert noch eine Schimpf- und Spottbezeichnung für eine schlampige Person an eine solche Gestalt. Die „Dodola“ kam einst im Frühsommer, zwar nicht genau an Pfingsttage gebunden, aber doch um diese herum, wenn schon längere Zeit kein Regen gefallen war. Die Laubgestalt wurde von einem Zigeuner gespielt, der seine Laubgewandung aus Holunderlaub verfertigte. Über dem Kopf wurden die großen Äste so zusammengebunden, daß die Blätter nach unten standen. In seiner Begleitung war eine Zigeunerin mit einem Korb, die hinterdrein ging und Gaben einsammelte. Diese bestanden aus Geld, Zwiebel, Knoblauch und Eiern. Meistens lief die Frau oder die Mutter des Zigeuners mit. Selbstverständlich bildeten sich um den Zug eine Schar Kinder, die von Hof zu Hof mitzogen. Die Dodola mit ihrem Gefolge betrat den Hof, stellte sich vor die Tür und sang in serbischer Sprache ein Lied, das den Inhalt hatte: Die Dodola bittet den Herrgott um Regen. Nun wurde die Laubgestalt mit einem Heferl, oft auch mit einem Kübel kalten Wassers angeschüttet. Dabei versuchten die Männer, das Wasser von unten hinauf zu gießen, daß die unter dem Laubkleid befindliche Person auch wirklich naß wurde. Dieser Wasserguß gilt seit altersher als heilbringend. Die Gestalt der Dodola hat auch in anderen Gebieten ihre Entsprechung. Der Name Dodola ist die serbische Bezeichnung für „Regenmädchen“. Meist verhüllt man in Serbien und in Bulgarien ein nacktes Mädchen von Angesicht an mit Blumen. Diese geht in einem Kreis von anderen Mädchen von Haus zu Haus und dreht sich im Reigen vor den Bauernhäusern. Die Kameradinnen singen dazu das „Dodolalied“. Dieses erklärt den natürlichen Vorgang während des Zaubers. Der Regenzauber ist eine Art Analogiezauber, wie das Wasser auf die Dodola strömt, so soll der himmlische Regen auf die Erde niederrauschen. In Dalmatien tritt an die Stelle des Mädchens ein junger Bursch²²⁾.

Zigeuner führen auch in Rumänien einen ähnlichen Regenzauber durch. Der Tanz heißt bei ihnen „Paparuda-Tanz“. Auch dieser wird in trockener Zeit, um Pfingsten herum, geübt. Das Laubkleid besteht aus

Lattichblättern, die sie an einer Schnur um den Leib hängen. Auch um den Hals wird ein solcher Kranz von Blättern gebunden. Am Kopf der Zigeuerkinder prangt ein Blumengewinde. Die Kinder laufen zu dritt und zu viert vor die Bauernhäuser und singen in langgezogenen Tönen das Regenlied. Die dabei erklingenden Geräusche sollen das Klatschen des Regens nachahmen. Das Lied hat den gleichen beschwörenden Inhalt wie das Dodolalielied. Der Tanz währt so lange, bis die Rumänin die Kinder mit Wasser anschüttet²³).

Dieses Begießen eines Mädchens, Regenmädchens, ist ebenso ein alter deutscher Brauch. Er wird bei Burchard von Worms (gestorben 1024) erwähnt. Der Brauch wurde bei zwanzigtägiger Kirchenbuße mit Wasser und Brot verboten²⁴).

Die Neu-Rumaer brachten aus Jugoslawien diese Vorstellung eines alten Regenzaubers, verbunden mit einer Laubgestalt, in die neue Heimat. Die in der Nachbarschaft bei den Donauschwaben übliche Form des Pfingstnickels fehlt — wohl deshalb, weil Zigeuner für Serben und Deutsche diesen Naturkult ausgeübt haben. Vorstellungen ähnlicher Art brachten ursprünglich wohl die deutschen Ansiedler aus Deutschland mit, in der Nachbarschaft stießen sie auf verwandte Kultformen der Serben, die Zigeuner aber wurden zu Brauchtumsträgern.

Überragende Bedeutung hatte in der alten Heimat das Fronleichnamsfest. Öfters wurde es mir als das größte der Jahresfeste bezeichnet. Eine unglaubliche Fülle von Blumen, jungem Grün, blühenden Zweigen und Bäumen machten den Charakter des Frühlingsfestes, des Prangtages, wie die Bezeichnung in Österreich so recht zum Ausdruck bringt, aus. Durch das Fehlen der eigenen Kirche vollzog sich hier ein Wandel. Aus aktiven Teilnehmern und Gestaltern wurden sie zu passiven Beschauern. Nur das Fronleichnamskranzerl aus „Herrgottsgras“ wird weiterhin Jahr für Jahr gewunden. Herrgottsgras wird der gelbe Mauerpfeffer genannt. Die Pflänzchen holt man sich am Vortag, flicht danach den kleinen Kranz und legt ihn auf kühlem Grund, nachdem man ihn vorher noch begossen hat. Nach einigen Stunden schon „stehen die Pflanzen auf“, so daß der Kranz gleichmäßig rund erscheint. Zu den Stufen des Fronleichnamsaltars wird der Kranz niedergelegt, daß er seine Weihe erhält, mehr jedoch noch hält man ihn während der Prozession in Händen. Dieser auf solche Weise geweihte Kranz wird nach Hause gebracht und aufgehoben, solange er grün ist. Grün bleibt er lange, wenn er an eine Mauer gehängt wird und hin und wieder befeuchtet wird. Auch im kühlen Zimmer faßt

er an der Mauer Wurzel. Viele legen ihn auf den Weihbrunnkessel, da wächst er senkrecht höher. Meistens Mitte August wird das Herrgottsgraskranzerl dann entfernt, man steckt es im Garten in die Erde. Hier erholt es sich rasch und wächst weiter. Grüne wie getrocknete Gewinde hebt man auf, wenn ein Hausangehöriger stirbt, wird ihm ein solches in die Truhe hineingegeben.

Der Mauerpfeffer gehört zu den Sedumarten, er wächst auf sandigen, felsigen Böden. In katholischen Gegenden, besonders in Süddeutschland, verwendet man auch Kränzchen aus Mauerpfeffer, die Antlaßkränze, die der Altbayer weihen läßt und hernach im Haus gegen allerlei Unheil aufbewahrt. Bei Gewitter wird ein solches Kränzchen gegen das Einschlagen des Blitzes verbrannt. Die Pflanze soll auch manche Heilkraft besitzen. Gegen Gelbsucht, Augenmale, Fieber. Dabei wird sie als Amulett neun Tage um den Hals gehängt. In Siebenbürgen gilt es als Orakelkraut bei Krankheiten. In der Krankenstube aufgehängt, soll es anzeigen, wenn es frisch bleibt, ob der Kranke gesund wird²⁵). Auch in Oberösterreich ist es üblich, am Fronleichnamstag Kräuterkränzchen zu winden und weihen zu lassen. Sie führen die Bezeichnungen: Fronleichnams-, Wetter-, Kuh- und Wiederkehrkranzerl. Ihr Name sagt schon allerlei über ihre Verwendung aus. Im Kremstal werden sie Prangerkranzerl genannt, die aus Frauenmantel, Katzenpratzerl, Monatsröserl, Pfingsteln (Nelken) und Kuttelkraut geflochten werden²⁶). Im Innviertel ist das Kuttelkraut unter den Kräutern vorherrschend. Die Kränzlein erhalten Zettel mit den Namen der Besitzer. Zwei Ministranten sammeln sie in einem Korb, dieser bleibt eine Woche lang in der Kirche aufgestellt. Nachher werden die Kränze den Besitzern zurückgegeben²⁷.)

Von nahezu ebenso großer Bedeutung war der „Buschenweihtag“, der Mariä-Himmelfahrts-Tag, in Ruma gewesen. Diese Feldblumen- und Kräuterweihe zur Zeit des „Frauendreißigers“, die im katholisch-deutschen Volk als eine besonders freundliche, gesegnete Zeit gilt, weil die Heilkräfte der Pflanzen nun dreifach gesegnet und gesteigert werden, unterbleibt in Traun, weil sie nicht landesüblich ist. Sobald die Siedlung aber eine eigene Kirche haben wird, lebt dieser Brauch wieder auf²⁸).

In der Hochhaltung und feierlichen Begehung der Kirchweih unterscheiden sich die Rumaer wesentlich von den übrigen Donauschwaben. Das war auch in Jugoslawien schon so. Während die Kirchweih auf den Dörfern um Ruma tagelanger Vorbereitungen bedurfte, Gäste aus allen Gegenden brachte, alles Eß- und Trinkbare aufgeboden wurde, was Haus

und Keller zu bieten vermochten (und das war reichlich), unterschied sich der Kirchweihstag nicht sehr viel mehr von einem Sonntag. Sie hielten ihre Kirchweih nur über einen Tag, wohl bereiteten auch sie einen Festschmaus, feierten den Tag mit einem Hochamt in der Kirche, aber die allgemeinen Lustbarkeiten waren doch begrenzt. So ist es verständlich, daß das Kirchweihfest auch in der neuen Heimat von untergeordneter Bedeutung wurde. Man erinnert sich dessen am Kreuzauffindungstag, geht in die Kirche, bereitet besseres Essen und gedenkt wehmütig der alten, verlorenen Heimat. Der allgemeine feierliche Kirchgang, Einladen von Gästen und Tanzunterhaltungen unterbleiben. Der Trauner Kirchweihstag wird in ortsüblicher Weise begangen.

Die Kirchweihfeste haben überall die Züge von Herbstfesten und Erntefesten an sich genommen. Als typische Volksfeste bestehen sie aus zwei Teilen, einer kultischen Feier in der Kirche und einem Volksfest mit heilbringendem Mahl und fruchtbarkeitsförderndem Tanz, der die ganze Dorfgemeinschaft zusammenführt.

In den Spätherbst, auch in die Winterszeit fällt das „Schlachtfest“. Nur wenige Siedler konnten nach Fertigstellung des Baues gleich auch ein Schwein einstellen. Nach und nach aber mehren sich die Schweineställe. Das größte Hindernis bei der Viehhaltung ist, daß auch die Frauen in Fabriken und andere Arbeitsstätten gehen, um Geld zu verdienen, sie das Vieh daher nicht betreuen können. Diese kaufen dann ein gefüttertes Schwein und schlachten in ihrem Haus. Die Sitte gebietet, daß man Freunde und Verwandte zum Sautanz einlädt. Dort werden sie gut bewirtet, man singt und tanzt, erzählt aus vergangenen Tagen.

Die Adventzeit brachte in Jugoslawien manches Brauchtum, das in der Erinnerung lebendig blieb, aber hier nicht mehr ausgeübt wird. Das Herbergsuchen im Advent wird beispielsweise nicht mehr betrieben. Das gleiche gilt für das alte Adam-und-Eva-Spiel. Die Texte sind den Leuten noch geläufig.

Festgehalten aber wird an der weihnachtlichen Tellersaat. Am Barbaratag wird in Asche Weizensamen in einem Teller oder Schüsselchen gesät. In die keimende Frucht stellt man zu Weihnachten ein Öllicht, bindet ein buntes Seidenband um das Grün, das vorher noch sorgfältig gleichgestutzt worden war, und entzündet das Licht am Heiligen Abend. Die Frucht bleibt bis Mariä-Lichtmeß stehen und wird hernach den Hühnern verfüttert. Über den Sinn des Brauches wissen die Hüter desselben nichts weiter auszusagen. Die Bedeutung eines Orakels ist fremd. Die

Legende, daß in jedem Weizenkorn das Gesicht der Muttergottes zu sehen sei, ist bekannt, wird aber nicht mit dem Brauch direkt in Verbindung gebracht. Das „keimende Brot“ und das Licht zur Winterszeit sind Symbol genug. Das Vorkeimen von Getreidefrucht ist als vorgeschichtlicher Kultbrauch von Ackerbauern aufzufassen. Die Tellersaat in der oben beschriebenen Form ist alten Ursprungs, sie findet sich auch in Kroatien, Serbien, Ungarn und im Burgenland. Nur das Grenzgebiet in Niederösterreich kennt sie, während sie in Oberösterreich und den übrigen Bundesländern unbekannt ist. Möglicherweise ist die Vorsaat ein Mitbringsel aus der Urheimat der Kolonisten, aus Nordbayern, Franken und Thüringen. Aber auch im Mittelmeergebiet ist der Brauch ebenso daheim und könnte von dort her durch Kroaten seine Weiterverbreitung im 17. und 18. Jahrhundert gefunden haben²⁹).

In Neu-Ruma kommt der Nikolo, angetan mit einem Pelz, in Begleitung des Krampus, um den Kindern Kleinigkeiten zu bringen.

Die Weihnachtsbescherung vollzieht sich in alter Weise. Es kommt ein Christkind, eine helle Gestalt, in weißes Tuch gehüllt, auch ein weißer Kittel wie weiße Strümpfe werden angetan, mit einer Rute in der Hand, am Arm ein Körberl mit Äpfeln und Nüssen, einen kleinen Christbaum in der Hand haltend (besorgen die Eltern), in die hell erleuchtete Stube, in der die Kinder schon auf die Ankunft warten. Es spricht: „Gelobt sei Jesus Christus! Kling-kling-klingeling!“ Und nun richtet es an die Kinder die Frage: „Kannst du beten?“ Nun beginnen die Kinder mit lauter Stimme ihre Gebete herzusagen, stockt eines oder benimmt es sich sonst ungehörig, meist hat die Mutter vorher schon derartige aufklärende Andeutungen gemacht, denn das Christkind beschert die Kinder der Verwandtschaft oder einer Gasse, erteilt das Christkind einen Schlag mit der „Garten“. Diese ist ein Zweig eines Apfelbaumes.

Die vorangegangenen Nikolausumzüge und die Christkindumzüge sind nach Meisen³⁰) als Klosterschulbrauch aufgekommen. Nach der Reformation aber suchte man die Heiligengestalten als Gabenbringer zurückzudrängen und im 16. Jahrhundert komme es zur Bescherung durch Christ, Weihnachtsmann usw. Vermutlich kam die Christfigur aus den Advent- und Weihnachtsspielen. In der Aufklärungszeit stößt man sich daran, daß Christ zur Zeit seines Geburtstages als erwachsener Mensch umgehe. Die schreckhaften heidnischen Lärm-, Masken- und Laufbräuche werden immer mehr zurückgedrängt, das Fest wird zum Familienfest. Rest der heidnischen Schreckgestalten ist die Rute³¹).

Am ersten Weihnachtstag legt das Christkind die Geschenke ein, die die Kinder am Morgen suchen.

Der Unschuldige-Kinder-Tag am 28. Dezember ist nochmals ein Freudentag für die Kinder. An ihm geht man „Aufkindeln“. Dazu werden frische Ruten von Apfel- oder Weichselbäumen geschnitten und hernach gehen die Kinder zu den Eltern, die Kinder zum Ähnl und die „großen Buben“ zu den „großen Mädchen“. Wird der Schlag sanft ausgeführt, gibt man ihn auch wieder so sanft zurück, wird aber stark geschlagen, wird auch in gleicher Weise zurückgeschlagen. Dabei spricht man:

„Frisch und g'sund,
frisch und g'sund!
Aufs andere Jahr wieder g'sund!“

Für die Burschenwelt verband sich damit ein Reiterbrauch. Sie kamen mit der Rute hoch zu Roß zum Mädchen, um den segensbringenden Schlag auszuteilen. Dafür wurden sie eingeladen und bewirtet.

Dieser Tag ist überall als der Tag des „Frisch-und-g'sund-Schlagens“ bekannt. Der Brauch hat mit dem bethlehemitischen Kindermord, an dessen Erinnerungstag er gebunden ist, nichts zu tun. Er geht vielmehr auf den uralten indogermanischen Schlag mit der Lebensrute zurück. Dieser Zweigsegen eines Fruchtbarkeitszaubers sollte durch die unmittelbare Berührung zunächst den Frauen und Mädchen Fruchtbarkeit bringen. Hernach weitete sich der Brauch über alle Menschen und für das Vieh aus³²).

Mit dem Altenjahrtag, der mit einer Tanzunterhaltung beendet wird, ist das Jahr vollendet und der Kreis des Jahresbrauchtums geschlossen.

NEUES HEIMATBRAUCHTUM

Das Aufgeben der ständigen Wohnsitze, Wandern und Aufbau neuer Häuser in fremder Umgebung brachte einige Bräuche zum Versiegen, andere wieder zu neuem Leben. Den größten Raum unter diesen neuen Heimatbräuchen nehmen die „Wiedersehensfeiern“ ein. Familienangehörige, Verwandte, Freunde, gute Bekannte und Nachbarn sind nun über zwei Länder, manche über Kontinente weit entfernt und zerstreut. Das gemeinsame Schicksal und die gemeinsame Trauer um die verlorene Heimat und damit das Glück der Vergangenheit lassen den Wunsch nach

Wiedersehen immer wieder laut werden. So kam es schon früh zu organisierten Wiedersehensfahrten, anfangs per Schiff die Donau aufwärts bis Passau und später mit Autobussen. Nach der vollständigen Einbürgerung, die jahrelang dauerte, haben die Fahrten wieder aufgehört, weil der einzelne allein reisen kann. Diese Wiedersehensfahrten hatten ihren schon bestimmten Verlauf, eine gemeinsame Feldmesse mit Predigt möglichst eines Pfarrers aus der Heimat, sodann die Vereinigung der Familien.

Nach den Wiedersehensfahrten bekamen die Heimattreffen mehr Gewicht. Meistens wählte man den Termin einer alten Kirchweih oder verlegte das Fest auf große Feiertage des Jahres. Das Heimattreffen der Rumaer zu Pfingsten 1954 wurde für die Siedlung von großer Bedeutung, weil die Siedler erstmals wieder ihre Verwandten und Freunde riefen, sie in ihren neuen Häusern zu besuchen. Diese Heimattreffen sind keine Einzelercheinung, sie werden immer wieder veranstaltet, es treffen sich beispielsweise die Apatiner immer in Wien, etc.

Über den Verlauf des ersten Rumaer-Treffens wird berichtet, daß die Frauen eine Geschäftigkeit entwickelten wie bei einer Hochzeit. Zwanzig verschiedene Gebäcke wurden gebacken, gekocht und gebraten. Aber auch die Männer hatten alle Hände voll zu tun. Für die Organisation des Festablaufes wurde die Ortsstelle Traun des Hilfsvereins der Donauschwaben gegründet. (Die Gründung eines Vereines ist eine typisch städtische Einrichtung.) Gleichzeitig erschienen in der volksdeutschen Presse Aufrufe und Einladungen an alle Landsleute, Verwandten und Bekannten, die ebenso herzlich wie dringend riefen. Am Festtag wurden die Gäste am Bahnhof feierlich abgeholt, mit einer Blasmusikkapelle an der Spitze marschierte der Festzug vom Sammelplatz Bahnhof dem Festplatz zu. Dieser war in Gemeinschaftsarbeit dazu ausgestaltet worden. Einleitend wurde der gefallenen und verstorbenen Landsleute aus der Heimat Ruma ehrend gedacht, eine Messe mit Predigt eines Geistlichen aus der alten Heimat, Vertreter der Siedler, Behörden und des Staates wie der donauschwäbischen Landsmannschaft wechselten einander ab. Der Nachmittag stand im Zeichen der Häuserbeschau. Ein Lichtbildervortrag über die alte Heimat, Gesang und Spiel im Rahmen eines Heimatabends beendeten den großen Tag.

Es ist anzunehmen, daß diese Heimattreffen alle paar Jahre wiederholt werden, Linz dabei für die Rumaer aus aller Welt Treffpunkt bleiben wird, da die Siedlung immer noch wächst und sich vergrößert. Auch in den Lagern und privat leben eine ganze Anzahl Landsleute verstreut.

RELIGIÖSE BRÄUCHE

Selbst das religiöse Brauchtum, das in der Heimat so tief verwurzelt schien, ist nicht mehr von gleicher Überzeugungskraft. Wie weiter oben erwähnt, ist auch hier der Grund in den äußeren Umständen zu suchen, die auch eine Erschütterung der seelischen Kräfte bedeutete. Frauen halten an den religiösen Gebräuchen mehr fest als die Männer und die Jugend.

Die alte Rosenkranzbruderschaft geriet ins Wanken. Immer 15 Frauen hatten sich zu einer Gebetsgemeinschaft zusammengeschlossen. Jede dieser 15 Frauen hatte ein „Bild“ (Geheimnisse des Rosenkranzes) zu ziehen. Alle vierten Samstag ist gewechselt worden. Diesen Wechsel nannte man das „Bildziehen“. Die Bilder wurden in der Kirche auf die Bank gelegt und umgekehrt. Die Frauen zogen sodann ein anderes Bild aus den aufgestellten und beteten hernach dieses Geheimnis. Die Hausandachten sind abgekommen. Man ging beispielsweise in der Osterfastenzeit in ein Haus und betete dort gemeinsam den schmerzhaften Rosenkranz. Diese Andachten wurden ohne Pfarrer abgehalten.

Am Josefitag, 19. März, gab es auch eine Hausandacht — die Josefi-Andacht. An diesem Tag ging man in ein bestimmtes Haus beten.

Auch das Wallfahrtswesen war fest geordnet. Man pilgerte am 5. August, am 25./26. Juli und am 13. Juni. Hier schließt man sich den ausgeschriebenen Wallfahrten der Kirchengemeinde an. Die Termine sind nicht feststehend, sowenig wie das Heiligtum bestimmt ist.

Wiederholt hörte ich auch Klagen, daß sogar der kirchliche Sonntagsbesuch der Neu-Rumaer nicht fleißig gehalten werde. Als Entschuldigung mag dienen, daß Frauen wie Männer Sonntag für Sonntag entweder ihr eigenes Heim aufbauen, helfen oder in der Nachbarschaft zurückhelfen.

DAS LEBENSBRACHTUM

Soweit die Feste des Lebens auf die Sippongemeinschaft beschränkt sind, erhielt sich auch hier überliefertes Brauchtum und damit lebendiger Glaube.

Die Heimgeburten kamen durch die schlechten Raumverhältnisse und aus hygienischen Gründen ab, damit erlischt die Sitte des Essentragens der Godl zur Wöchnerin, die einst streng eingehalten wurde. Ein bestimmtes Gebäudbrot, ein weißer Wecken, der an den Enden zwei Fort-

sätze aufwies, und stärkende Weinsuppe wurden gebracht. Statt dessen hatte sich auch schon in Ruma die Sitte eingebürgert, Geld einzubinden. Patengeschenke für den Täufling sind Ohrringe, Geld und manchmal auch ein besonders schönes Wäschestück. Die Namengebung erfolgt auch heute nach dem Namen der Paten. Die Godl spricht beim Weggehen zur Kirche, nachdem Mutter und Kind mit Weihwasser besprengt worden sind:

„Einen Heiden trag'n mer weg,
an Christen bringen mer wieder.“

Diese Redewendung ist auch in Österreich gebräuchlich. Nach der Taufe gibt es ein großes Mahl. Nach der einst so gefährlich erscheinenden Zeit von der Geburtsstunde bis zur Taufe erscheint Mutter und Kind das erste Mal in der Sippengemeinschaft, in die sie und das kleine Kind aufgenommen werden. Die Bräuche um die Taufe sind daher Aufnahmebräuche. Durch das Taufmahl wird die Gemeinschaft dargestellt.

Traditionsverbunden und fest verankert im altüberlieferten Brauchtum wird in Neu-Ruma auch heute noch Hochzeit gehalten³³). Besonders wenn dies eine sogenannte „große Hochzeit“ ist, bei der beispielsweise 50 Leute als Hochzeitsgäste geladen werden. Unbedingt eingeladen werden müssen die Angehörigen der Sippe, die Tauf- und Firmpaten. Am Tag der Eheschließung wird in neumodischer Weise ein Autobus gemietet, der die Gäste des Bräutigams und der Braut aufnehmen soll. Der Autobus steht beim Haus des Bräutigams, wo sich „seine Gäst“ zu einem kleinen Imbiß und Trunk versammeln, diese aufnimmt und nachdem der Bräutigam mit seinem Kume³⁴) in einem Personenauto zum Haus der Braut gefahren sind, nachfährt. Beim Haus der Braut betritt vorerst nur der Taufpate das Haus, während der Bursche vor dem Tor wartet, und in herkömmlicher Weise werden die Brauteltern gefragt:

„Hausmutter und Hausvater,
derf ich bitten um engra Tochter
für mein jungen Kume zum Eheweib?“

Der Hausvater antwortet:

„Wanns net anders sein kann, so soll es sein.“

Danach teilt der Pate dem Bräutigam mit einem Wink mit, daß sein Eintritt angenehm sei. Wenn dieser nun das Haus betritt, steht er der geschmückten Braut, die im Kreise ihrer Sippe steht, gegenüber. Nun erfolgt noch rasch eine Bewirtung mit Kuchen, Schnaps oder Bier und

dann steigen auch „ihre Gäst“ in den Autobus, und alles fährt gemeinsam zur Kirche.

Dort erfolgt die kirchliche Einsegnung des Bundes, hernach der übliche Opfergang.

Nach der Trauung fährt der Autobus ins Vaterhaus des Bräutigams, während das Paar einen Photographen aufsucht. Die Gäste werden auch hier bewirtet und prüfen sozusagen das Haus, in das das Mädchen einheiratet.

Das große Mittagmahl wird sodann im Haus der Brauteltern eingenommen, die Speisen werden schon zwei Tage zuvor vorbereitet und in der bestimmten Reihenfolge verabreicht.

Die große Torte, die Brauttorte, muß die Godl des Burschen spenden. Die Braut schneidet sie feierlich an, als erste Aufgabe im neuen Stand.

Bringt die Köchin persönlich eine Speise zur Tafel, so gilt dies als Zeichen, ihr die Anerkennung für die gelungenen Speisen auszudrücken. Die Hochzeitsgäste legen das Trinkgeld, das sie ihr vermeint haben, auf die Tasse.

Sodann beginnt der heitere Teil des Hochzeitsfestes. Jeder muß mit der Braut den ersten Tanz tanzen. Dies bietet Gelegenheit, der Braut ganz verstohlen eine Summe zur Haussteuer in die Handfläche zu drücken. Dieser Brauch ist neu und entspricht den gegenwärtigen Erfordernissen.

Den Höhepunkt dieses großen Lebensfestes bildet die Haubung, die in Neu-Ruma gegen Morgen stattfindet. Im Kreise ihrer Patin, Freundinnen und Frauen wird die Braut auf einen Stuhl gesetzt, der Kranz aus dem Haar gelöst und das Kopftüchel umgebunden. Diese Zeremonie nimmt die Taufpatin vor, dazu singen die Kameradinnen mit Musikbegleitung im Wiegeschritt:

„Rosmarin und Körbelkraut,
unser Lisi ist die Braut,
Kränzel runter, Tichel her,
's Lisi is ka Madel mehr³⁵).“

Um die traurige Stimmung, deren sich die ältere Generation nicht erwehren kann, die Braut aber zur Schau tragen soll, zu zerreißen, schüttet ein Böswilliger etwas Wasser, Sodawasser oder Bier unbemerkt unter den Sessel der Braut, was zu derben Späßen Anlaß gibt. Zu jeder zünftigen donauschwäbischen Hochzeit gehört auch das Stehlen des Brautschuhs, der beim Essen verlizitiert wird. Nach der Haubung spielt die Musik einen Ländler zum Tanze auf, den nun alle mit der jungen Frau tanzen wollen. Die beiden Brauttänze sind Anfangs- und Endbrauch,

Abschied von der Mädchenzeit und Aufnahme in die Gemeinschaft der Verheirateten. Diese Hochzeitstänze gehören zum alten Hochzeitsritual und finden ihre Entsprechung im Mutterland und im Brauchtum anderer Sprachinseln³⁶).

Die Hochzeitsfeierlichkeiten dauern oft mehrere Tage hindurch. Im Laufe des Abends werden in gemütlicher Stimmung auch alte Tänze hervorgeholt, wie der „Polsterltanz“, der „Schustertanz“ usw. Tanz und Lied, das altüberliefert ist, verdient eine gesonderte Betrachtung.

Als neuer Brauch hat sich eingeführt, daß alle Angehörigen der Siedlung, auch wenn sie nicht geladen sind, am Abend zur Hochzeit kommen, um zu gratulieren und mitzutanzten. Die neue Gemeinschaft tritt so am Beginn des neuen Lebensabschnittes in Erscheinung.

Der gestohlene Brautschuh, Wasserguß, Festessen und Tanz tragen stark fruchtbarkeitsfördernde Züge in sich, Kranz und die Tränen der Braut sind ein Teil von Trennungsbräuchen, sie alle entsprechen den allgemeinen deutschen Hochzeitsbräuchen, die sowohl bayrischer wie westdeutscher Herkunft sind und im Südosten seit Generationen treu gehütet wurden³⁷).

Der Tod findet den bauerlichen Menschen nicht unvorbereitet. Leben und Sterben in der Natur machen von Jugend auf mit diesem Gedanken vertraut. Lebt in der Familie ein altes oder krankes Mitglied, hebt man das Jahr über für den Sterbefall und für das damit verbundene Totenmahl einen Schinken als Reserve auf. Wird er nicht gebraucht, verzehrt man ihn in der Silvesternacht, so gebietet die Sitte. Die Behandlung des Toten und die damit verbundenen Zeremonien laufen in gleicher Weise ab wie in der Stadt. Der Tote wird von einem Familienmitglied mit seinem neuen Gewand angezogen. Die Frauen erhalten ein neues Kopftuch aufgesetzt. In der alten Heimat wurde der Verblichene im Haus aufgebahrt und Verwandtschaft und Tauf- wie Firmpaten halten die Wache. Dabei waren oft Männer und Frauen, Burschen und Mädchen nach Alter und Geschlecht getrennt. Bei der Flamme der Totenkerze wurden die Gebete abgehalten. Um Mitternacht wurde eine kleine Zehrung eingenommen.

Dem Toten in die Truhe gab man seinen Rosenkranz, seine Kommunionkerze, Meßbuch, wie hier das Gebetbuch genannt wird, und ein geweihtes Blumenkranzerl von Fronleichnam mit.

Sargträger stellten die Schwagerschaft und die Paten. Auch heute wären diese beleidigt, wenn man ihnen die Ehre des Sargtragens nicht überlassen würde.

Zur ewigen Ruhe werden die Neu-Rumaer in Traun oder im Waldfriedhof zu St. Martin im Kreise der Flüchtlinge von Linz bestattet.

Namenstage werden mehr gefeiert als Geburtstage. Wer „Namenstag anwünschen“ kommt, wird bewirtet. Stark verbreitete Namen, wie Elisabeth und Katharina, bieten Gelegenheit zu Festen, die den Rahmen häuslicher Familienfeste übersteigen. Burschen kommen „Elisabetha loben“, werden bewirtet und bei Ziehharmonikaklang schallt manch fröhliches Lied durch die Nacht, selbstverständlich hat sich die gesamte Sippe zum Glückwünschen eingefunden³⁸).

TRACHT UND TANZ

Nur überblicksweise seien einige Worte über Tracht und Tanz hinzugefügt. Beiliegende Bilder veranschaulichen deutlich den Wandel in der Tracht. Die ältere Generation hängt noch an der alten Tracht und trägt sie auch heute im Alltag und Feiertag. Die mit der Tracht heraufgekommenen jungen Mädchen und Frauen kleiden sich in Tracht bei volkstümlichen und historischen Festen, für sie ist das Kleid noch Bekenntnis- und Heimatskleid zur alten Heimat. Die hier aufgewachsene Jugend ist städtisch, modern gekleidet.

Der Tanz spielt eine bedeutende Rolle im Leben der Donauschwaben. Es war üblich, jeden Sonntag tanzen zu gehen. Je größer der Ort war, je mehr Auswahl an Lokalen gab es. Bestimmte Berufs- und Standesgruppen hatten ihr Gasthaus, darin fand auch die Tanzunterhaltung statt. Bauern trafen sich mit anderen Bauern in ihrem Wirtshaus, Handwerker untereinander usw. Das Aufkommen von Vereinen half hier etwas vereinigen. Im Tanzsaal bot sich im gesamten deutschen Siedlungsgebiet des Südostens das gleiche Bild: Frauen und Mütter saßen mit aufgebundenen Kopftüchern um den Saal herum. In der Mitte standen die Mädchen, oft Hand in Hand. Die Burschen nahmen gegenüber Aufstellung oder außerhalb des Kreises. Der erste und der letzte Tanz waren bedeutungsvoll. Diese galten als „Schatztanz“. Der Bursche, der ein Mädchen zum ersten und zum letzten Tanz auffordert, bekennt sich öffentlich zu ihm. Man kann sich vorstellen, wie die Mütter an diesen Tänzen interessiert waren. In Neu-Ruma fällt auch von diesen Tanzsitten manches weg, weil der gemeinsame Tanzsaal fehlt, und rein äußerlich bietet sich in den Gasthöfen dasselbe Bild wie sonst in Österreich. Heimatfeste und Hochzeiten sind die Gelegenheiten, da der angestammte Tanz wieder zu seinem Recht

kommt. Abwechselnd tanzt man Walzer, aber nur mit einer halben Drehung, Polka und Marsch. Ein typischer Hochzeitstanz ist der „Polsterltanz“, der auch in Österreich zu diesen Gelegenheiten getanzt wird. Er ist ein Reigentanz, bei dem die Paare nach der einen, der Tänzer in der anderen Richtung mit seinem Polster tanzt. Das Kernstück ist der Kuß des Tanzpaares, das auf einem niedergeworfenen Polster kniet. Dieser Tanz stellt eine ursprüngliche Tanzart, einen Reigen dar. Er erfreut sich weiter Verbreitung³⁹⁾. Ebenso beliebt wie verbreitet ist die „Kreuzpolka“. Ihre Tanzelemente enthält auch der zu Hochzeiten gern getanzte „Witwentanz“. Dieser hat in den deutschen Siedlungen Slawoniens viele Anhänger gefunden. Seine Weise wird hier folgendermaßen gesungen:

„Ich bin eine kleine Witwe,
eine kleine Witwe,
bin das Küssen so gewohnt,
daß ich's nicht lassen kann.“

Sie geht auf Olga Barrisons Sensations-Couplet „Die kleine Witwe“, Text von Otto Reutter, Musik von W. Aleter, Berlin, zurück⁴⁰⁾. Auch der „Schustertanz“ ist sehr beliebt. In einem Kreis sind Tänzer und Tänzerinnen zueinandergedreht aufgestellt. In den 16 Takten wird der Arbeitsgang der Schuster zwischen Polkatakten nachgeahmt. Dabei handelte es sich wohl früher um einen Handwerkertanz, der schließlich von allen Bevölkerungsschichten aufgenommen wurde. Dieser Schustertanz gilt als der verbreitetste Figurentanz. In der Schwäbischen Türkei wird er schön von sieben- bis achtjährigen Kindern getanzt⁴¹⁾. Neben verschiedenen Polkatanzformen fanden noch vereinzelt Nationaltänze der Nachbarvölker Aufnahme. So wird bei langen Tanzunterhaltungen hin und wieder auch ein Csárdás und ein Kolo getanzt. Volk und Landschaft formen den Tanz. Das aus dem Mutterlande mitgebrachte Kulturgut wurde nicht vergessen oder ausgerottet, es erhielt aber doch den Stempel der Umwelt, wir finden einförmige, ruhige, aber auch wilde, rasche Elemente darin aufgenommen⁴²⁾.

ÜBERSICHT

So rundet sich das Bild vom Leben der „Neukolonisten“ aus Neuruma am Stadtrand von Linz in seiner heutigen Erscheinungsform ab und es kann abschließend nochmals betont werden, daß noch viele alte

Überlieferungen im Volke ruhen, die aber durch besondere Umstände nicht zutage treten.

Bestimmt ist, daß diese Menschen, das Bild der alten Heimat im Herzen tragend, die seelische Kraft fanden, die Vergangenheit als Vergangenheit zu betrachten und so dem Zustand ihrer Heimat-, Recht- und Besitzlosigkeit mit fester Tat ein Ende setzten, bereit, der neuen Heimat treu zu dienen.

Anmerkungen:

¹⁾ Vgl. „Brücke“, Wochenbeilage des „Linzer Volksblatt“, Folge 39, vom 26. September 1954.

²⁾ Pfarrer Wagner, Lager Haid.

³⁾ Lager Niedernhart, Nr. 65.

⁴⁾ Vgl. „Brücke“, Folge 24, 12. Juni 1954.

⁵⁾ C. Bischof: Ruma, das Herz Ostsyrmiens, „Neuland“, Nr. 46, S. 4, November 1952. C. Bischof ist Lokalhistoriker, der ein Heimatbuch von Ruma vorbereitet.

⁶⁾ Darüber hinaus entstanden Jungkolonisationen im Hochmoorgebiet Oberbayerns, Schlarbhofen bei Rosenheim, Neuseeland im Damberger Filz, Kreis Traunstein, Niedermoorgebiet Schwabens, Gnadentalsiedlung, Kreis Schwabmünchen, Riedhausen im Moos, Kreis Günzburg in der Grafschaft Bentheim und im Raume Rapenburg-Meppen an der holländischen Grenze wie in der Lüneburger Heide. Vgl.: A. Karasek-Langer: Ein donauschwäbisches Adam-und-Eva-Spiel aus Garching/Obb., „Bayrisches Jahrbuch für Volkskunde 1954“, S. 159.

⁷⁾ „Apatiner Heimatblätter“, Rundschreiben Nr. 3, Mai 1949, S. 45, „Brücke“ a. a. O. 15. Jänner 1949.

⁸⁾ P. Geiger: Deutsches Volkstum in Sitte und Brauch, „Deutsches Volkstum“, herausgegeben v. J. Meier, Berlin und Leipzig 1936, S. 191.

⁹⁾ Ebda S. 189. R. Wolfram: Heim und Hausbau im Volksbrauch, Sonderdruck aus Ztsch. „Das Wüstenroter Eigenheim“, S. 11.

^{9a)} G. Hegi: Illustrierte Flora von Mittel-Europa, Wien, Bd V, 4. Teil, S. 2518. O. A. Erich und R. Beitzl: Wörterbuch der deutschen Volkskunde, Leipzig 1936, S. 612.

¹⁰⁾ G. Hegi, Bd V, II, T., S. 1404—1415.

¹¹⁾ Ebda Bd IV, III. T., S. 1556—1562.

¹²⁾ Linsner Josef, Langholzfeld, Post Pasching.

¹³⁾ Vgl. Anm. 10, Bd III, S. 248.

¹⁴⁾ P. Dorner, Dionysen Nr. 176.

¹⁵⁾ N. Engelmann: Sich regen bringt Segen, „Neuland“, Wochenschrift der Donauschwaben, Salzburg-Freilassing, Nr. 13, S. 6, 1954.

¹⁶⁾ P. Dorner, Dionysen Nr. 176.

¹⁷⁾ Die Angaben verdanke ich den Frauen Moser, Frank, Linsner, Wolf, Winter, Zita, Schmee, Kupek, Dorner u. a. m., denen ich an dieser Stelle herzlichst danke.

¹⁸⁾ Franz Zita, Dionysen 104.

¹⁹⁾ Frau Frank, Rumaerstraße 21.

²⁰⁾ V. Geramb: Sitte und Brauch in Österreich, Graz 1948, S. 18. H. Koren: Volksbrauch im Kirchenjahr, Salzburg 1934, S. 78.

- ²¹⁾ G. Gugitz: Das Jahr und seine Feste im Volksbrauch Österreichs, Wien 1949, Bd I, S. 192.
- ²²⁾ E. Hofmann-Krayer u. H. Bächtold-Stäubli: Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, 1934/35, Bd VII, Sp. 580—582.
- ²³⁾ M. Block: Zigeuner, ihr Leben und ihre Seele, Leipzig 1936, S. 172, 173.
- ²⁴⁾ Vgl. Anm. 22.
- ²⁵⁾ Ebda Bd VI, Sp. 1, 2.
- ²⁶⁾ A. Depiny: Volkskundliches aus dem pol. Bezirke Kirchdorf a. d. Krems. Linz 1939, S. 46.
- ²⁷⁾ E. Burgstaller: Lebendiges Jahresbrauchtum in Oberösterreich, Salzburg 1948, S. 106.
- ²⁸⁾ E. Killinger, Doppel 137, Leonding.
- ²⁹⁾ L. Schmidt: Barbara- und Luziaweizen, „Kultur und Volk“, Festschrift f. G. Gugitz, Wien 1954, S. 387 ff.
- ³⁰⁾ Meisen: Nikolauskulte, S. 336 ff.
- ³¹⁾ Vgl. Anm. 8, S. 143—153.
- ³²⁾ G. Graber: Der Schlag mit der Lebensrute, „Carinthia“ 100 Jg, Klagenfurt 1910, S. 1 ff.
- ³³⁾ In der Folge wird die Hochzeit von Franz Zita und Liesl Moser, die 1953 stattfand, beschrieben.
- ³⁴⁾ Tauf- und Firmpate.
- ³⁵⁾ Volkskalender für Donauschwaben und Karpatendeutsche 1954, Gemeinschaftsverlag „Christ unterwegs“ und Donauschw. Verlags Ges., München-Salzburg, S. 61.
- ³⁶⁾ R. Wolfram: Die Volkstänze in Österreich und verwandte Tänze in Europa, Salzburg 1951, S. 97—126.
- ³⁷⁾ E. Fehrle: Deutsche Hochzeitsbräuche, „Volksart und Brauch“, herausgegeben von A. Spamer, Jena 1937, S. 64.
- ³⁸⁾ Frau Frank, Rumaerstr. 11.
- ³⁹⁾ K. Horak: Burgenländische Volkstänze, „Deutsche Volkstänze“, Heft 7, Kassel, S. 9.
- ⁴⁰⁾ K. Horak: Der Volkstanz in der Batschka, „Deutsche Liederkunde“, Heft für Volkslied und Volkstanz, herausgegeben v. Koepp, Potsdam 1939, Bd I, S. 208—237.
- ⁴¹⁾ H. Horak: Volkstänze aus der Schwäbischen Türkei, „Deutsche Volkstänze“, Kassel, Heft 29, S. 9, 15.
- ⁴²⁾ Ebda, S. 11.



1. Rumaer Festtracht.

Dieses angestammte Kleid tragen die älteren Frauen auch heute in Österreich.



2. Junge Frauen, die mit ihrer Tracht nach Österreich kamen.
Für sie ist sie nur mehr Bekenntniskleid bei Festveranstaltungen.



3. Jugend in Neu-Ruma beim Tanz.



Hochzeit in Neu-Ruma

Ruma liegt an der Donau. Der Schicksalsstrom berührt die alte Heimat. Die Donauländer hielten es für glückbringend, daß die Fahrt ins Leben mit einer Erinnerung an die Heimat in einem „Donauland-Autobus“ begonnen wurde.